

Coming out im Pfarrberuf: Von der Kunst der Selbstwerdung in divergenten Wahrheitskulturen

Traugott Roser

1 Starting Point: Nachdenken über Coming out als Erste-Person-Theologie

Der katholische Theologe Michael Schüßler, der Praktische Theologie an der Universität Tübingen lehrt, beruft sich in einem Beitrag für die Zeitschrift für Pastoraltheologie auf Marcella Althaus-Reid. Sie würde die Position vertreten: »Queere Theorie und Theologie ist Erste-Person-Theologie.«¹ Queere Theoriebildung basiert auf queeren Geschichten, Erfahrungen und Erzählungen, ohne in ihnen aufzugehen. Theolog*innen, die sich mit queeren Ansätzen befassen und zu einer Theoriebildung beitragen, müssen gleichwohl nicht selbst einer LSBTIQ* Gruppe zugehören, können aber aus einer Perspektive der ›Allyship‹², der Solidarität und des gemeinsamen Nachdenkens schreiben. Meines Erachtens ist es angebracht, die eigene Perspektivität als ›Verwobenheit‹ in den Gegenstand kenntlich zu machen um damit auch Abstand zu dem zu ermöglichen, was als Position im Diskurs vertreten wird. Theoriegenerierung aus Erfahrung und Lebensweltteilhabe gehört als unabsließbarer Vorgang zur Berufsexistenz praktischer Theolog*innen und damit auch zum akademischen Diskurs der Praktischen Theologie, insbesondere dann, wenn es sich um die auf das Berufsfeld bezogene Unterdisziplin der Pastoraltheologie handelt.³ Auch in der Forschung in einem Praxisfeld ist die Klärung der Genese des ›Einfalls‹ für das Forschungsinteresse und die Entwicklung einer Forschungsfrage sinnvoll.

1 Schüßler, Michael: »Nicht nur über, sondern mit ›queer‹ nachdenken. Zur fundamentalpastoralen Bedeutung queerer Theologien«, in: Zeitschrift für Pastoraltheologie 44 (2024), (im Erscheinen).

2 M. Schüßler: Mit ›queer‹ nachdenken (s. Anm. 1), im Anschluss an Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a.M.: Suhrkamp ¹¹2021.

3 Vgl. dazu die Hinweise zu »Praxisdiskurse[n] als Zugang zum Feld – Biographische Erfahrung und Theoriebildung« in der methodischen Grundlegung meiner Habilitationsschrift (Roser, Traugott: Spiritual Care. Der Beitrag von Seelsorge zum Gesundheitswesen, Stuttgart: Kohlhammer ²2017, S. 123).

Dies zumindest ist ein Element des Stils der Grounded Theory Methodologie. Glaser und Strauss gehen in der Darstellung ihrer Methodik auf ein Beispiel ein, bei dem ein empirisch-qualitativer Forscher seinen Ausgangspunkt nicht bei Feldnotizen nahm, sondern bei seinen subjektiven Erfahrungen, die er schriftlich festgehalten hatte. Diese wertet er als gleichrangig mit erhobenen ›Daten‹.⁴ In diesem Sinne bemühe auch ich mich um eine ›biographische Kontextualisierung‹ der im Folgenden versuchten Einordnung von Coming out-Prozessen in den Lebenskunst-Diskurs und in Pastoraltheologische Theoriebildung,

»im Bewusstsein, dass es sich bei [...] jeder biographischen Erzählung um die Rekonstruktion von Wirklichkeit handelt, [um eine] Vergegenwärtigung und gleichzeitige[] Distanznahme zur Primärfahrung, die der Leserin, dem Leser[,] einen Einblick in meine auf eigener und fremder Praxiserfahrung fußende Theoriebildung ermöglicht«⁵.

Mein Coming out als schwuler cisgeschlechtlicher Mann, mit Geburtsjahrgang 1964 zur Baby-Boomer Generation zugehörig, vollzog sich in mehreren Phasen. An dieser Stelle berichte ich lediglich die »Meilensteine«⁶, die mit meinem Weg in den und im Pfarrberuf zusammenhängen. Meinen Eltern gegenüber hatte ich in Einzelgesprächen und zu sehr unterschiedlichen Zeitpunkten mitgeteilt, dass ich schwul bin. Mein Vater, selbst Pfarrer in einer mittelfränkischen Industriestadt, hatte mich gegen Ende meines Theologiestudiums noch gewarnt, dass dies mit einer kirchlichen Karriere schwer vereinbar sei und mir zu einem zölibatären Leben, in dem ich das Leiden durch kreatives und künstlerisches Schaffen verarbeiten würde, geraten. Sollte das nicht möglich sein, wäre vielleicht der diplomatische Dienst eine berufliche Alternative. Dieser Rat basierte auch auf Kenntnis entsprechender Texte aus lutherischen Kirchenbehörden wie der Veröffentlichung von »Gedanken und Maßstäben zum Dienst von Homophilen in der Kirche⁷ von 1980, in dem für Amtsträger die Option einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft ausgeschlossen war.

4 Vgl. Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern: Huber 2005, S. 256.

5 T. Roser: Spiritual Care (s. Anm. 3), S. 125. Einige der Beiträge in diesem Band gehen einen ähnlichen Weg und verwenden bewusst eigene autobiographische Elemente, die den Boden ihrer Theoriebildung darstellen.

6 Den Begriff verwenden Timmermanns, Stefan et al.: »Wie geht s euch?«: Psychosoziale Gesundheit und Wohlbefinden von LSBTIQ*, Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2022, S. 37.

7 Lutherisches Kirchenamt der VELKD: »Gedanken und Maßstäbe zum Dienst von Homophilen in der Kirche. Eine Orientierungshilfe. Hannover«, in: Helmut Kentler (Hg.), Die Menschlichkeit der Sexualität. Berichte – Analysen – Kommentare ausgelöst durch die Frage: Wie homosexuell dürfen Pfarrer sein?, München: Chr. Kaiser 1983, S. 62–75.

Etwa sieben, acht Jahre später saß ich nach Abschluss meines Vikariats im Büro des späteren bayerischen Landesbischofs Hermann von Loewenich, damals Kreisdekan von Nürnberg.⁸ Es war das sog. ›Ordinationsgespräch‹, in dem ich mein Verhältnis zu Schrift und Bekenntnis erklären sollte. Gegen Ende des Gesprächs informierte ich von Loewenich, dass ich homosexuell sei und auch so leben wolle. Drei Monate zuvor war ich am Sterbebett meines ersten Lebenspartners gesessen, der einer Lungenentzündung als Symptom seiner AIDS-Erkrankung erlegen war. Ich hatte die Arbeit der Aidshilfe und der Aidsseelsorge kennengelernt.

Von Loewenich fragte vorsichtig nach: Ob ich mein Geständnis unter seelsorglicher Schweigepflicht geäußert habe? Ich verneinte und bestand darauf, dass, sollte ich ordiniert werden, meine Erklärung in der Personalakte vermerkt würde. Andernfalls gäbe es eben keine Ordination und ich müsste mir ein alternatives Berufsziel überlegen (ich dachte noch immer an den diplomatischen Dienst). Von Loewenich erbat sich Bedenkzeit für ein Gespräch mit dem Landesbischof und dem Personalchef der Bayerischen Landeskirche. Schließlich stimmten sie meiner Ordination zu, wissend, dass ich nicht unmittelbar in den Gemeindedienst ging, sondern eine Promotion anstrebte.

Drei Jahre später – mittlerweile mit abgeschlossener Promotion – musste ich ein Votum des Kirchenvorstands der Kirchengemeinde abwarten, in die mich meine Landeskirche zum Probebedienst entsandt hatte. Dem Presbyterium gegenüber musste ich in Anwesenheit des Dekans meine Lebensform erklären, meine bisherigen Erfahrungen schildern und meine Vorstellungen für die Lebensführung als Pfarrer dieser Gemeinde erläutern. Immerhin hatte ich inzwischen wieder einen Partner, den ich 2002, nach der rechtlichen Einführung der eingetragenen Lebenspartnerschaft auch heiratete. Das Gremium entschied einstimmig und begrüßte mich auf der neuen Stelle. Endlich konnte ich den Dienst eines Pfarrers antreten, der auch nach außen seine Homosexualität leben konnte und keine disziplinarischen Maßnahmen fürchten musste.

Mein berufsbezogenes Coming out war damit freilich noch nicht beendet. Nach Abschluss der Habilitation standen Bewerbungen auf ausgeschriebene Lehrstühle für mein Fach, die Praktische Theologie, an. Zum Bewerbungsschreiben gehört ein curriculum vitae, auf dem ich auch meinen Zivilstand angebe: »in eingetragener Lebenspartnerschaft lebend«. Ein wohlmeinender Kollege aus einem anderen Fach, der in einer Berufungskommission mitgewirkt hatte, gab mir zu verstehen, dass der Hinweis meine Chancen auf eine Einladung zu einem Probevortrag nicht erhöhen würde. »Müssen Sie das denn so offensichtlich machen?« In den Berufungsverhandlungen gestaltete sich dies, den Warnungen widersprechend, einfach analog zur inzwischen etablierten ›Ehe für alle‹.

8 Die Episode ist auch berichtet in Roser, Traugott: »Mit Spannungen leben. Die Ausbildung von Berufsidentität im Pfarramt in der Spannung zwischen ›vocatio interna‹ und ›vocatio externa‹ am Beispiel gleichgeschlechtlicher Partnerschaft«, in: *Kerygma und Dogma* 68 (2022), S. 126–142.

2 Coming out als Geständniszwang oder als Akt der Parrhesia: Michel Foucaults Verständnis von Pastoralmacht

Der französische Philosoph und Historiker Michel Foucault hat sich bekanntlich geweigert »ein ›coming out‹ als Homosexueller zu vollziehen«⁹, weil er sich den Geständnispraktiken als Ausdruck von Pastoralmacht widersetzte, die ursprünglich in der Kirche durch das Institut der Buße ausgeübt wurde und dann »kulturelle Breitenwirkung entfaltet[e]«¹⁰ in Justiz, Medizin, Pädagogik, der Öffentlichkeit und Bildungsinstitutionen:

»[...] man gesteht in der Öffentlichkeit und im Privaten, seinen Eltern, seinen Erziehern, seinem Arzt und denen, die man liebt; man macht sich selbst mit Lust und Schmerz Geständnisse, die vor niemand anders möglich wären, und daraus macht man dann Bücher. Man gesteht – oder man wird zum Geständnis gezwungen. Wenn das Geständnis nicht spontan oder von irgendeinem inneren Imperativ diktiert ist, wird es erpreßt; man spürt es in der Seele auf oder entreißt es dem Körper. [...] Im Abendland ist der Mensch ein Geständnistier geworden.«¹¹

Durch das Bußsakrament der katholischen Kirche etabliert sich nach Foucault das Geständnis der Verfehlung des Normalen. Die Macht etabliere den Sex als Dreh- und Angelpunkt, tief und verborgen im Subjekt verankert und unterdrückt, so dass sich eine »Vorstellung von der versteckten Wahrheit über sich selbst«¹² einstellt, die über Geständnispraktiken herausgepresst werden, nicht nur in der Kirche, sondern auch in Medizin, Psychiatrie und schließlich staatlicher Organisation. Die Erforschung der Wahrheit erfolgt nicht freiwillig und dient nicht einer Selbstwerdung des Subjekts, sondern ist eine gehorsam durchzuführende und durchzustehende methodische Gewissenserforschung des Einzelnen:

»All die großen Disziplinarmaschinen, Kasernen, Schulen, Werkstätten und Gefängnisse sind Maschinen, die es gestatten, das Individuum einzukreisen, zu wissen, was es ist, was es tut, was man aus ihm machen kann, wo man es platzieren muss, wie es unter den anderen zu platzieren ist.«¹³

⁹ Schieder, Rolf: »Seelsorge und Lebenskunst«, in: Wilfried Engemann (Hg.), *Handbuch der Seelsorge. Grundlagen und Profile*, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt² 2009, S. 377–389.

¹⁰ Ruoff, Michael: *Foucault-Lexikon*, Paderborn: Wilhelm Fink/UTB³ 2013, S. 192–193.

¹¹ Foucault, Michel: »Der Wille zum Wissen«, in: Ders., *Die Hauptwerke. Mit einem Nachwort von Axel Honneth und Martin Saar*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1977)³ 2013, S. 1021–1151.

¹² M. Ruoff: *Foucault-Lexikon* (s. Anm. 10), S. 195.

¹³ Foucault, Michel: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Band III: 1976–1979, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, S. 694, zitiert bei M. Ruoff: *Foucault-Lexikon* (s. Anm. 10), S. 173.

Wird Coming out lediglich als Geständnispraktik verstanden, hat es wenig mit Freiheit zu tun, die nach Foucault als Technologien des Selbst ausgeübt wird. In solchen Technologien geht es darum, dass sich das Individuum »als Subjekt konstituiert und erkennt«¹⁴ und durch die es auf sich selbst achten, sich selbst als Begehrungsobjekt entziffern, anerkennen und eingestehen kann und in seinem Begehrten Wahrheit des eigenen Seins entdecken kann. Coming out kann in diesem Sinn als ein Akt der Parrhesia – des »mit Freimut die Wahrheit [S]agen[s]«¹⁵ verstanden werden.

3 Die Diskursivierung von Sexualität in der Pastoraltheologie

Foucaults Überlegungen zur Pastoralmacht erhalten eine eigene Brisanz, wenn Macht-, Sexualitäts- und Genderdiskurse in die Pastoraltheologie eingebettet werden. Denn während sich Foucault v.a. mit der christlichen Pastoralmacht vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert befasste, gehören meine eingangs geschilderten autobiographischen Erfahrungen und die der lsbt* Pfarrer*innen und damit befassten Theolog*innen, die im Rahmen des Forschungsprojekts ›Queer im Pfarrhaus‹ Auskunft gegeben oder einen Beitrag zu diesem Band verfasst haben, ganz und gar zur Gegenwart kirchlicher (und akademischer) Machtstrukturen und einer zwangsweisen oder mindestens aufgenötigten »Diskursivierung des Sexes«¹⁶. Dennoch würde ich behaupten wollen, dass der Coming out-Prozess auch von Pfarrpersonen facettenreicher ist und Potenzial für eine für den Pfarrberuf spezifische Lebenskunst und damit Pastoraltheologie besitzt, wie sie maßgeblich von Peter Bubmann entwickelt wird.

Dies geht über Ansätze hinaus, die Lebenskunst in der Praktischen Theologie hauptsächlich im Kontext von Seelsorge und Beratung verorten. Insbesondere Wilfried Engemann rezipiert den in der Praktischen Philosophie, insbesondere durch Wilhelm Schmid, populär gewordenen Lebenskunst-Begriff vor allem für die Seelsorge. Dabei hat Engemann v.a. die beratende Funktion von Seelsorge im Blick, bei der es gerade nicht um das Geständnis geht, sondern um eine »Kultivierung von Möglichkeiten des Andersseins«¹⁷. Rolf Schieder versteht Seelsorger*innen »als Spezialisten für Parrhesia [und] freundschaftliche Begleiter [...], die den anderen

14 Foucault, Michel: »Der Gebrauch der Lüste«, in: Ders., Die Hauptwerke. Mit einem Nachwort von Axel Honneth und Martin Saar, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1986) ³2013, S. 1153–1370.

15 R. Schieder: Seelsorge und Lebenskunst (s. Anm. 9), S. 387.

16 M. Foucault: Wille (s. Anm. 11), S. 1074.

17 Engemann, Wilfried: »Lebenskunst als Beratungsziel. Zur Bedeutung der Praktischen Philosophie für die Seelsorge der Gegenwart«, in: Ders., Personen, Zeichen und das Evangelium. Argumentationsmuster der Praktischen Theologie, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2003, S. 320–345, *hier* S. 335.

stark machen wollen, und mächtig, sich selbst zu führen, die aber auch den Mut haben, ihm offen die Wahrheit zu sagen«¹⁸.

Peter Bubmann versteht Seelsorge als ›Lebenskunstberatung‹, die hilft bei der ›Gestaltfindung des eigenen christlichen Lebens (›Frömmigkeit‹) und [der] Wahrnehmungsschärfung (*Aisthesis*) für Realitäten und Möglichkeiten christlichen Lebens¹⁹. Diese Linie führt Kerstin Söderblom fort, führt aber durch Einfordnung einer bewussten Selbstreflexion einen Aspekt ein, der zur Selbstkonstitution der Seelsorgeperson gehört: die Person der Seelsorger*in ist ein »entscheidender Resonanzkörper für eine queersensible seelsorgliche Begleitung«²⁰. Damit ist kein Geständniszwang für die Seelsorgenden verbunden, sondern eine innerpsychische Klärung des eigenen Sexualitäts- und Genderbewusstseins. Für lsbtiq* Seelsorgende gelte speziell Street Credibility:

»Queere Seelsorger:innen haben den Vorteil, queere Themen und Herausforderungen aus eigener Anschauung zu kennen. Sie begegnen queeren Seelsorgesuchenden daher zumeist mit Sympathie und besonderem Einfühlungsvermögen. [...] Queere Seelsorger:innen können auf diese Weise helfen, Brücken zu bauen, um Abgründe in der komplizierten Beziehung zwischen christlich und queer hinter sich zu lassen.«²¹

In all diesen Ansätzen wird das Coming out jeweils des*der Anderen zum Thema, eigene Coming out-Prozesse der pastoralen Person selbst aber nicht in den Fokus gestellt. Die qualitativen Interviews und die als Podcast-Beiträge veröffentlichten Gespräche mit lesbischen, schwulen, bisexuellen, pansexuellen Pfarrpersonen und inter* und trans* Personen, die einen pastoralen Beruf ergriffen haben oder dies beabsichtigten, zeigen jedoch, dass Coming out-Erfahrungen zu den wesentlichen und z.T. existenziellen Aspekten der Selbstwerdung gehören, die nicht nur die sexuelle und geschlechtliche Identität, sondern auch das pastorale Selbstverständnis wesentlich bestimmen.

Als Beispiel sei auf Podcast-Folge 8 ›Priesteramt, Burn-out, Coming-out²² verwiesen, in der der katholische Theologe und Publizist Pierre Stutz ausführlich über

18 R. Schieder: Seelsorge und Lebenskunst (s. Anm. 9), S. 389.

19 Bubmann, Peter: »Gut leben lernen. Lebenskunst als Leitbegriff in Ethik und Praktischer Theologie«, in: Zeitschrift für Evangelische Ethik 59 (2015), S. 250–261, *hier* S. 256.

20 Söderblom, Kerstin: Queersensible Seelsorge, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023, S. 141.

21 K. Söderblom: Queersensible Seelsorge (s. Anm. 20), S. 141.

22 Pierre Stutz: »Priesteramt, Burn-out, Coming-out«, in: Interview-Podcast Queer im Pfarrhaus, Folge 8, 23.07.2022: <https://queer-im-pfarrhaus.podigee.io/8-neue-episode> (abgerufen am: 10.05.2024). Der Begleittext fasst zusammen: »Als zölibatär lebender Priester versuchte Pierre Stutz die Frage nach seiner sexuellen Orientierung zu umgehen. Als er mit 38 an Burnout erkrankte, musste er jedoch lernen, wieder tief einzutreten – und sich erlauben,

seine Selbstfindung und Selbstkonstituierung berichtet. Er beschreibt sein Coming out als Krisenerfahrung auf einem lebenslangen Weg zu einer reflektierten Freundschaft mit sich selbst. Bereits seit Jahren als katholischer Priester tätig, unterzog Stutz sich nach einem Burn-out einer Psychotherapie:

»Ich bin endlich, endlich der Frage meiner sexuellen Orientierung nachgegangen. Ich konnte dann in der Therapie, also im geschützten Raum endlich sagen: Ich bin schwul und es ist gut so, war aber leider noch nicht fähig, es meinen besten Freundinnen und Freunden zu sagen.«²³

Es war aber nicht nur die Psychotherapie, sondern die christliche Mystik, mit deren Hilfe er sich seiner eigenen Spiritualität und Sexualität stellte und entdeckte:

»Selbstliebe, Nächstenliebe und Gottesliebe: das ist ein Dreiklang. Und es geht immer wieder darum da drauf zu achten, gut mit mir zu sein, sich zu engagieren, Protest zu wagen und darin das Ereignen Gottes zu feiern, den Segen Gottes, der immer schon da ist.«²⁴

Es sind zunächst die geschützten Räume der Therapie und der Lektüre spiritueller und theologischer Texte, die es ermöglichen, sich dem eigenen Begehrten und der eigenen sexuellen Identität anzunähern und sie in Beziehung zur eigenen Theologie zu bringen, die einen Meilenstein im Coming out-Prozess von Stutz darstellen. Sein Outing in der Kirche bringt ihn in erheblichen Konflikt mit seinem Priesteramt: er will mit dem Mann zusammenleben, mit dem er inzwischen eine Beziehung eingegangen ist. Die Ängste um den Verlust der Arbeitsstelle können ihn davon abhalten, seine pastorale und priesterliche Identität frei zu formulieren, zu konzipieren und zu leben:

»Du kannst die Andern nicht verändern, aber du kannst ihnen weniger Macht geben. [...] Ich bleibe Priester, es ist mir egal ob das jetzt illegal ist oder oppositionell. Ich lass mir das Priestersein nicht nehmen.«²⁵

4 Modelle von Coming out-Prozessen

Pastoraltheologisch können und müssen Coming out-Prozesse von Pfarrpersonen generell als Coming out von lsbtiq* Personen und speziell im Blick auf den professio-

seine Sexualität zu spüren. »Selbstliebe ist kein Sonntagsspaziergang«, sagt der Buchautor. Seine Lebensgeschichte, über die wir in dieser Folge sprechen, veranschaulicht das.«

23 P. Stutz: Priesteramt (s. Anm. 22), Abschnitt 16:00-16:30.

24 P. Stutz: Priesteramt (s. Anm. 22), Abschnitt 17:10-17:34.

25 P. Stutz: Priesteramt (s. Anm. 22), Abschnitt 27:16-29:20.

nenlen Kontext und die berufsspezifische Theorie betrachtet werden. Deshalb sollen im Folgenden knapp die aktuell gebräuchlichen Modelle von Coming out-Prozessen vorgestellt werden, bei denen jedoch darauf hinzweisen ist, dass sie in der Regel Ende des 20. Jahrhunderts ausgehend von weißen lesbischen und schwulen, teils auch bisexuellen Personen in westlichen (europäischen oder nordamerikanischen) Ländern entwickelt wurden und damit wenig Geltung beanspruchen können für die Prozesse, die inter* und trans* Personen, nonbinäre Personen oder asexuelle Personen und Personen diverser Ethnie und Hautfarbe erleben. »Im Wesentlichen kann das Coming-out in 2 Bereiche unterteilt werden: inneres und äußeres Coming-out. Letzteres wird auch als ›Going Public‹ (= in die Öffentlichkeit gehen) bezeichnet.«²⁶ Beide Bereiche sind jedoch ineinander verschränkt: die Möglichkeit sich dem eigenen Empfinden als nicht heterosexuell zu fühlen bzw. nicht cis-geschlechtlich zu erleben bedarf enormer mentaler und emotionaler Anstrengung, je nach Einflüssen im Kontext, in dem man aufgewachsen ist und geprägt wurde. Die sozialen, familiären, kulturellen, religiösen und politischen Einflüsse und Rahmenbedingungen wirken auf das Selbstwertgefühl, bedingen Selbstzweifel, Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle bis hin zum Phänomen des Minderheitenstress²⁷, können sich aber beim Erleben von Akzeptanz und Unterstützung auch positiv auf Selbsterleben und gesundheitliches Wohlbefinden auswirken.²⁸

Auch das äußere Coming out, die freiwillige Veröffentlichung der eigenen sexuellen Orientierung oder der trans* und inter* Identität hängt von Faktoren ab, die mit inneren Prozessen verbunden sind und mit der inneren Einstellung der betroffenen Person gegenüber den Werten des Umfelds.

Als maßgeblich gilt das Sechs-Stufen Modell homosexueller *identity formation* der Entwicklungspsychologin und Sexualtherapeutin Vivian Cass.²⁹ Sie unterscheidet sechs aufeinander folgende und linear verlaufende Stufen, wobei das Erreichen der letzten Stufe den Abschluss des Prozesses beschreibt:

-
- 26 Frank, Bo A./Wierz, Volker: »Coming-out – der Weg zu sich selbst«, in: Volker Wierz/Michael Nürnberg (Hg.), LSBTI* in Pflege und Medizin. Grundlagen und Handlungsempfehlungen zur Versorgung queerer Menschen, Stuttgart: Georg Thieme 2024, S. 28–31.
- 27 Vgl. zum Konzept des ›Minority Stress‹: Meyer, Ilan H.: »Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations. Conceptual issues and research evidence«, in: Psychological Bulletin 129 (2003), S. 674–697 (<https://doi.org/10.1037/0033-2909.129.5.67>; abgerufen am: 10.05.2024).
- 28 Vgl. Büsing, Arndt/Roser, Traugott et al.: »Perception of Acceptance and Discrimination Among the LGBTQI+Community in their Churches and its Association with Spiritual Dryness. Findings from a Cross-Sectional Study in Germany«, in: J Relig, Health 2024 (<https://doi.org/10.1007/s10943-024-02023-6>; abgerufen am: 10.05.2024).
- 29 Vgl. zum Folgenden Cass, Vivienne: »Homosexual identity formation. A theoretical model«, in: Journal of Homosexuality 4 (1979), S. 219–235. Vgl. Dies.: »Homosexual identity formation. Testing a theoretical model«, in: The Journal of Sex Research 20.2 (1984), S. 143–167 (<https://www.jstor.org/stable/3812348>; abgerufen am: 10.05.2024).

- (1) *Identity Confusion*: Individuen nehmen ihr Verhalten, ihre Gefühle und ihre Gedanken als von bisherigen Annahmen abweichend wahr und reagieren mit Verunsicherung und Befremdung.
- (2) *Identity Comparison*: die Möglichkeit einer homosexuellen Identität wird zum Ausgangspunkt von Vergleichen mit nicht-homosexuellen Anderen gemacht. Die Person verspürt Entfremdung gegenüber nicht-homosexuellen Personen und erwägt die Möglichkeit, die eigene homosexuelle Identität in Verhalten umzusetzen und mit anderen Homosexuellen Kontakt aufzunehmen.
- (3) *Identity Tolerance*: Mit anderen homosexuellen Personen wird Kontakt aufgenommen und ein homosexuelles Selbstbild entwickelt. Soziale, emotionale und sexuelle Bedürfnisse sind leitend, müssen aber nichtnotwendigerweise gestillt werden. Der heterosexuellen Umgebung wird die eigene Identität noch nicht offenbart; im entstehenden homosexuellen Umfeld wird die eigene Identität thematisiert.
- (4) *Identity Acceptance*: Es bilden sich zunehmend Netzwerke mit anderen Schwulen und Lesben, z.T. in Subkulturen, die zu einer Akzeptanz des Selbst als schwul oder lesbisch und einem entsprechenden Lebensstil führen. Entscheidungen über ein Öffentlichmachen sind abhängig von erwarteter Ablehnung und Feindlichkeit oder Akzeptanz und Wertschätzung.
- (5) *Identity Pride*: Ausgeprägte Emotionen, stolzes Selbstbewusstsein und Community-Zugehörigkeit führen z.T. zu bewusstem Selbst-Outing, zu sozialem Engagement und bewusst eingegangener Konfrontation mit heteronormativ denkenden Kreisen und Personen sowie Einsatz gegen Diskriminierung.
- (6) *Identity Synthesis*: In dieser Phase wird Homosexualität nicht mehr zum beherrschenden Faktor der eigenen Identität, sondern wird als eine Facette neben anderen gesehen. Die Person entwickelt einen Lebensstil, der die eigene Homosexualität nicht mehr verbirgt, aber auch nicht weiter thematisiert.

Im Blick auf nonbinäre und trans* Personen zeigen sich die Probleme allerdings bereits darin, dass sie oftmals keine Wahl haben, ob sie sich ›äußerlich‹ outen.³⁰ Das verhält sich bei cisgeschlechtlichen homosexuellen Personen anders. Der Prozess der Transition beginnt mit einem inneren Coming out und ist verbunden mit Suchbewegungen und Veränderungen des äußeren Erscheinungsbildes, der Änderung des Namens, des gewünschten Pronomens, zunächst im persönlichen und sozialen, dann auch beruflichen (etwa dem Arbeitgeber gegenüber) Umfeld sowie später auch juristisch beim Standesamt als Personenstandsänderung. Zum Outing gehört auch eine begleitende und lange Zeit verpflichtende Psychotherapie, die Einnahme von Hormonen oder Hormonblockern sowie die Vornahme mehrerer Operationen. Sehr

³⁰ Vgl. zum Folgenden Hahne, Alexander: »Trans und nichtbinäre Menschen«, in: V. Wierz/M. Nürnberg (Hg.), LSBTI* in Pflege und Medizin (s. Anm. 26), S. 52–59.

viel mehr führen innere Prozesse zu äußeren Veränderungen. Ein zentraler Aspekt gerade im beruflichen und – insbesondere in der Katholischen Kirche problematischen – kirchlichen Umfeld ist die Eintragung und Anerkennung des Namens im behördlichen Register, in Ausweis etc. Zu den Erfahrungen unfreiwilligen Outings bei trans* und nonbinären Personen gehört das Fragen nach dem *›deadname‹* – dem Namen, der von der Person nicht mit dem eigenen Selbst in Verbindung gebracht wird.

Stufenmodelle sind folglich problematisch, auch wenn sich der oder die Einzelne lsbtiq* Person darin wiederkennen mag.

Im Blick auf meine eigene Biographie kann ich viele der eigenen Erfahrungen, auch in ihrer Abfolge, im Cass-Stufenmodell wiederfinden. Das kann aber auch nicht verwundern, da mein eigenes Coming out in etwa der gleichen Zeit verlief, in der Cass ihr Modell publiziert hat. Diese Phase war einerseits durch eine lebendige schwule Subkultur in meiner Universitäts- und späteren Arbeitsstadt München und durch das Entstehen kirchlicher Netzwerke wie der Ökumenischen Arbeitsgruppe ›Homosexuelle und Kirche‹ geprägt. Hier konnte ich in den von Cass beschriebenen Stufen ein ›Wahrheitsspiel‹ (im Sinne Foucaults³¹) spielen, um zu sehen, welche Lebensformen und Modalitäten des Selbstverhältnisses mich als schwules, religiöses und theologisches Subjekt konstituieren könnten. Die Erfahrung des Sterbens meines ersten Lebenspartners und vieler Freunde im nahen Umfeld an der Immunschwäche AIDS führten zu einem ausgesprochenen Identity Pride und der gezielten Konfrontation des künftigen Dienstherren (hier ist nur die männliche Form zutreffend) unter bewusstem Eingehen des Risikos des Karrieretodes.

Mittlerweile arbeitet man in Sozialforschung und Psychologie eher mit Modellen eines kontinuierlichen Coming out-Prozesses. Man löst sich von linearen Entwicklungsprozessen und beschreibt eher, wie oben bereits eingeführt, ›Meilensteine‹: »Ein Vorteil bei der Verwendung von Meilensteinen besteht darin, dass sie zum Teil unabhängig von der jeweiligen Orientierung und geschlechtlichen Identität genutzt und in Untersuchungen abgefragt werden können.«³² Das Erreichen bestimmter Meilensteine im inneren Coming out wie auch im Going Public ist

³¹ Vgl. M. Foucault: Gebrauch der Lüste (s. Anm. 14), S. 1159.

³² S. Timmermanns et al.: »Wie geht's euch« (s. Anm. 6), S. 37. Coming out wird traditionell als »die lebenslange Entwicklung und Veröffentlichung der eigenen nicht-heterosexuellen Identität in einer heteronormativen Gesellschaft« beschrieben und bezieht sich nach dieser Definition primär auf die sexuelle Orientierung. [...] wird gegenwärtig auch auf die geschlechtliche Identität oder Intergeschlechtlichkeit einer Person bezogen. [...] Grundsätzlich kann Coming-out für alle lsbtiq* Personen als lebenslanger Prozess beschrieben werden, der eine innere Bewusstwerdung sowie die Mitteilung einer nicht-heterosexuellen Orientierung, einer nicht-cisgeschlechtlichen oder nicht-binären Geschlechtsidentität oder eines nicht endogeschlechtlichen Körpers beinhalten kann« (Göth, Margret/Kohn, Ralph: Sexuelle Orientierung

abhängig vom Alter (heutige jüngere Menschen unterscheiden sich von älteren Menschen und ihren Erfahrungen), der geschlechtlichen Identität und/oder dem sozialen Kontext: das Outing in Familie, bei Freund*innen, im Freizeitbereich (z.B. Sportverein), in der Community, in Bildungseinrichtungen, im Arbeitsumfeld und gegenüber dem* der Arbeitgeber*in, in ärztlicher Behandlung, im Krankenhaus, in Betreuungs- und Pflegeeinrichtungen sowie in der Religionsgemeinschaft findet zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten und bei unterschiedlichen Anlässen statt oder bleibt aus.

Anders als das Stufenmodell nach Cass annimmt, ist ein Coming out niemals abgeschlossen, sondern erfolgt über die gesamte Lebensspanne immer wieder, oft abhängig von einem neuen sozialen Umfeld. An jedem neuen Wohnort, bei jedem Stellenwechsel und bisweilen auf Auslandsreisen stellt sich die Frage, ob und wie man sich outen will oder soll. Auch in ärztlicher Behandlung, in psychiatrischen, medizinisch-pflegerischen Einrichtungen riskiert ein Outing vor dem behandelnden und versorgenden Personal Diskriminierungserfahrungen. V.a. für trans* Personen kann das Offenlegen oder Nichtoffenlegen der eigenen Identität mit hohen Risiken verbunden sein, wenn bestimmte Medikamentengaben verweigert und Behandlungen nicht der Gender Identität entsprechend vorgenommen werden.

»Coming out erfolgt dabei nicht immer als freiwilliges und selbstbestimmtes Öffentlichmachen der eigenen sexuellen und Gender Identität, sondern als forcierter oder gar erzwungenes Outing durch andere, das die Autonomie und Privatsphäre der Person verletzt und mit Gefühlen von Scham und Beschämung verbunden ist.³³

5 Coming out als Thema einer queeren Pastoraltheologie

Im deutschsprachigen pastoraltheologischen Diskurs ist die Verbindung von einer dynamisch sich entwickelnden individuellen Lebensführung, individueller Lebensform als sexueller und geschlechtlicher Person und der Entwicklung eigener theologischer Identität bislang nur wenig beachtet. Im von der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) auf der Vollversammlung von 2012 verabschiedeten Dokument zur ›Ausbildung für das ordinationsgebundene Amt in der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa‹ wurde die theologische Identität der

in Psychotherapie und Beratung, Berlin: Springer 2014, zit. bei S. Timmermanns: »Wie geht's« [s. Anm. 6], S. 34).

33 Roser, Traugott: »Coming out als Prozess der Selbstwerdung: Queer & gender als Herausforderungen der Lebenskunst«, in: Peter Bubmann/Traugott Roser (Hg.), (Un-)Endlich leben. Theologie im Dialog mit Philosophie, Pädagogik und Therapeutik, Berlin: J. B. Metzler 2024 (im Erscheinen).

zukünftigen Pfarrpersonen betont. Auf das Thema Lebensform von Pfarrpersonen wird dabei aber nicht eingegangen, nur wird ganz allgemein erwartet, dass »Pfarrerinnen und Pfarrer – wie Christenmenschen überhaupt – [...] eine angemessene christliche Lebensform pflegen und entsprechend handeln«³⁴ sollen. Was als ›angemessen‹ gilt, bleibt deutungsoffen und wird wohl in den Ordnungen kirchlichen Lebens und Dienstordnungen näher bestimmt werden. Die Formulierung ›angemessene christliche Lebensform‹ verweist auf die Besonderheit der Lebenspraxis im Pfarrberuf. Wolfgang Steck bezeichnet etwa den Pfarrberuf als Idealgestalt integraler religiöser Lebenspraxis. Er geht davon aus, dass

»die professionelle Organisation kommunikativer Weltanschauung – Beruf, An-dacht und Bildung – in eine wechselseitige Beziehung zueinander [treten]. Stel- len sich die Berufskompetenzen der Pfarrer und Pfarrerinnen als professionalisierte Gestalten ihrer persönlichen Lebenskompetenzen dar, so wirkt die Berufs-arbeit umgekehrt auf die private Lebenswelt der Berufsträger zurück und trägt zur Ausformung einer gleichermaßen komplex strukturierten wie integral ver- faßten religiösen Lebenshaltung und Welteinstellung bei. Die private Grundie- rung des Berufs und die berufliche Konturierung des privaten Lebens gehen im Pfarrberuf als einer integralen Lebensform ineinander auf.«³⁵

In der Geschichte der Praktischen Theologie wurden Fragen der Lebensform von Pfarrpersonen im Zusammenhang der Theologischen Ethik gestellt. Insbesondere Christian Palmer hat in seinen Überlegungen zur Verhältnisbestimmung von Praktischer Theologie und Pastoraltheologie letzterer gleichsam eine Brückenfunktion zwischen Praktischer Theologie und Ethik zugewiesen: Die Pastoraltheologie »ist eine durch den aus der praktischen Theologie entlehnten Amtsbegriff bedingte Anwendung der allgemeinen christlichen Moral auf den Pfarrer. Als solche geht sie wei- ter, als die christliche Ethik gehen kann.«³⁶ In der Konsequenz geht es um die theo- retische Durchdringung des Berufs- oder Standesethos des Pfarramts im Sinne ei- ner Individualethik. Zudem sind ethische Fragen einer Pastoraltheologie Probleme der Amtsführung des einzelnen Pastors und der Gestaltung seiner seelsorglichen Tätigkeit: »Wie die Moral das Handeln des Christen zum Gegenstande hat, so diese das Handeln des Pastors.«³⁷ Theologische Ethik ist als Theorie pastoralen Handelns vor allem in der Seelsorge kontextualisiert, wobei Palmer vor allem die Anleitung des

34 Bünker, Michael/Friedrich, Martin (Hg.): Amt, Ordination, Episkopé und theologische Ausbil- dung (= Leuenberger Texte 13), Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2013, S. 207.

35 Vgl. Steck, Wolfgang: Praktische Theologie. Horizonte der Religion – Konturen des neuzeitli- chen Christentums – Strukturen der religiösen Lebenswelt (Band 1), Stuttgart: Kohlhammer 2000, S. 558.

36 Palmer, Christian: Evangelische Pastoraltheologie, Stuttgart: Steinkopf²1863, S. 11f.

37 C. Palmer: Pastoraltheologie (s. Anm. 36), S. 1.

Gegenübers zu einem sittlichen Handeln versteht.³⁸ Aber der Ansatz lässt sich auch fruchtbar machen für die Reflexion und Gestaltung der eigenen Lebensführung der Pfarrperson. Dafür bietet sich m.E. das Konzept der Lebenskunst an, das – jenseits einer Lebenskunstberatung³⁹ anderer – den Coming out-Prozess als einen Prozess der Gestaltwerdung des eigenen Lebens als Pfarrperson in Freiheit und Offenheit deuten lässt.

6 Empowerment zum queeren Leben im Pfarrhaus

Die komplexen Prozesse im Rahmen eines Coming out haben mit der Frage nach dem Wahren und Unwahren in der Vorfindlichkeit des Selbst zu tun: Was ist meine Wirklichkeit? Wie verhält sich das zu dem, was in meinem Umfeld – für Pfarrpersonen sind das u.U. die Kirchengemeinde und die verfasste Kirche als Dienstgeberin – als wahr anerkannt ist? Im Zuge der erreichten Meilensteine kommen weitere Wahrheitskulturen dazu, etwa queere Netzwerke, Selbsthilfegruppen und Subkulturen mit ihren eigenen Wahrheitsansprüchen. In den Gesprächen mit queeren Pfarrer*innen zeigte sich, dass sie sich mitunter zwei Communities zugehörig fühlten, die miteinander nur über die eigene Person verbunden scheinen: die Gemeinschaft der Pfarrerinnen und Pfarrer und die lsbt* Community. Welche Möglichkeiten zur Lebensgestaltung habe ich im Rahmen meiner Wahrheitskulturen? Und – im Sinne Engemanns – bezogen auf christliche Lebenskunst: welche Möglichkeiten habe ich, in meinem Lebensvollzug und inmitten der Erfahrung von Diskriminierung, Ablehnung und Abwertung die befreiende Kraft des Evangeliums zu erfahren? Ablehnung und Abwertung können Pfarrpersonen als lsbt* nicht nur im kirchlich-gemeindlichen Kontext erfahren, sondern als Pfarrer*in und damit Repräsentant*in der Institution Kirche auch innerhalb queerer Subkulturen.

Wilhelm Schmid hält fest, dass Lebenskunst auch in der Situation konkurrierender Wahrheitsansprüche und einem restriktiven Angebot von Lebensformen vonnöten ist, also in einer Krisenerfahrung:

»Der Vollzug des Lebens kann nicht einfach aufgeshoben werden, bis eine Form für diesen oder jenen Augenblick gefunden ist, um zu lieben, zu lachen und zu

38 Vgl. zum Seelsorgeverständnis Palmers und seiner Bezugnahme zur Ethik Roser, Traugott: *Spiritual Care. Der Beitrag von Seelsorge zum Gesundheitswesen*, Stuttgart: Kohlhammer² 2017, hier S. 472f. Hier besteht eine gewisse Nähe zum Ansatz von Wilfried Engemann, für den der Seelsorger neben pastoralpsychologischer und systemischer Kompetenz auch »ein (christlich-)philosophisch, mithin auch in Fragen der Ethik beschlagener Berater« (zitiert bei P. Bubmann: Gut leben lernen [s. Anm. 19], S. 254) sein soll.

39 So P. Bubmann: Gut leben lernen (s. Anm. 19), S. 257 und öfter.

weinen, sich zu grüßen, einander Respekt zu erweisen und zu gehen [...] Der Kosmos der Formen mag im Grunde unbegrenzt sein, aber es kann nur auf die Formen zurückgegriffen werden, die unmittelbar verfügbar und vertraut sind.«⁴⁰

In der durch Pluralismus und Liberalisierung geprägten Gegenwart stehen den Menschen auch mehrere Lebensformen offen. Schmid verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der ›anderen Moderne‹, um die Erweiterung der Möglichkeiten der Lebensgestaltung zu bezeichnen:

»In der anderen Moderne kann das Individuum aus einer ungleich größeren Zahl von Möglichkeiten sein Leben wählen. Je nachdem, mithilfe welcher Regeln und Maximen es die Gestaltung seines Lebens vornimmt, welche Eigenschaften es gewähren lässt, um so sein Leben zu strukturieren, ergibt sich eine spezifische Form der Existenz, die kaum je eine reine Form, sondern eine Mischform ist [...]. Entscheidend für die philosophische Lebenskunst ist, dass ihre Wahl auf reflektierte Weise geschieht und mit dem Einsatz des eigenen Lebens verantwortet werden kann.«⁴¹

Der Einsatz des ganzen Lebens bedeutet für Pfarrpersonen, dass sich die ›Wahl‹ der Lebensform in allen Bereichen des Lebens, Beruf und Privates, realisiert und auswirkt, wobei Schmids Formulierung »Wahl« im Zusammenhang von Coming out sicher nicht wörtlich zu verstehen ist – Coming out-Prozesse lassen sich kaum als Wahl beschreiben. Es handelt sich um die bewusste und reflektierte, in konkrete Lebenspraxis und Techniken des Selbst umgesetzte Auseinandersetzung mit divergenten Wahrheitskulturen, phasenweise spielerisch, phasenweise existenziell und riskant, phasenweise experimentell. Im Pfarrberuf werden auf diese Weise vorfindliche Lebensformen angeeignet und unter den Vorzeichen queerer Existenz neu bestimmt (etwa die Ehe als Ehe für alle, die auch gleichgeschlechtlich lebenden Pfarrer*innen mit ihren Partner*innen das Leben im Pfarrhaus möglich macht) oder kreativ neu entwickelt, etwa als Regenbogenfamilie. Diese Entwicklungen sind als Empowerment zu verstehen, das nicht nur als Konstitution des eigenen Selbst, sondern auch zu einer selbstwussten (*Identity Pride!*) queeren Theologie führt. Anders als bei Michel Foucault sind Coming out-Prozesse mittlerweile nicht mehr – als zwangswise Outing – Ausdruck von Pastoralmacht und Geständniszwang, sondern Akte von Parrhesia, der Konstitution des Selbst als Pfarrperson mit eigenem Begehr, in eigenen Lebensformen und in einer selbstbestimmten Gender Identität, die in Kirchen und Gemeinden nicht geduldet und offengelegt werden müssen, sondern gelebt werden können als Ausdruck des Evangeliums.

40 Schmid, Wilhelm: Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, S. 122.

41 W. Schmid: Philosophie (s. Anm. 40), S. 123–124.